In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 93. Posen, den 22. April 1928. 2. Jahrg.

Die Jagd nach der Braut.

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

Von Alfred Schirokauer.

(Schluß). (Nachdruck verboten.)

Ein dreifacher Schrei gellte empor. Robert Brook war an diesem Trio unbeteiligt. Ihm versagte der Atem.

Billy faßte sich berufsmäßig zuerst.

„Lassen Sie endlich Ihre Frechheiten. Die Zeit Ihrer Keckheit ist vorbei. Jetzt heißt es kuschen und büßen."

„So eine unverschämte Person!" ließ sich jetzt auch Florence vernehmen. „Wie kommt die bloß zu dieser Besessenheit?! Mein Bobby — ihr Bobby!! Sowas! mein guter, einziger Bobby!" Sie faßte verliebt Bobs Hand und streichelte sie zärtlich.

Das sehen und Roberts andere Hand nehmen und streicheln, war das Werk einer Sekunde. Sie konnte unglaublich rasch handeln, die kleine Ellinor.

Ratlos, zerpeinigt, zermartert, stand Bobby zwischen den beiden Dubarrys.

„Lassen Sie meinen Schwiegersohn sofort los!" wetterte Jeremia.

„Lassen Sie ihn los," echote die Tochter.

„Lassen Sie ihn doch los!" forderte Ellinor. „Mir gehört er. Mein ist er. Sag's ihr doch endlich, Bobby!"

Er hätte jetzt etwas gesagt, etwas Aufklärendes, Erleuchtendes. Doch er kam nicht dazu.

Denn plötzlich riß Florence ihn an dem Arm zu sich.

„Mein Bräutigam ist er," erklärte sie diktatorisch.

„Nein, meiner!" widerrief Ellinor und riß Bob am Arme auf ihre Seite.

So ging es eine Weile hin und her. Die Mädchen wurden hitzig, wild, eigentumswütig. Sie beteuerten ihre Rechte und zerrten den armen widerstandslosen Jungen inzwischen hinüber und herüber, bis sie beide in ein unbändiges Gelächter ausbrachen.

Ein sie erschütterndes, loses, sprudelndes Gelächter war es. Es steckte an. Denn mit einem Male lachten auch die beiden Männer, daß ihnen das Wasser aus den Augen sprang und der Alte sich stöhnend die Flanken halten mußte.

In diesem Freudengelächter stand — zum letzten Male starr und versteinert — Robert Brook.

XXV.

Dann kam die Aufklärung. Langsam, allmählich, denn alle vier sprachen und lachten durcheinander, erfuhr Bob, daß er das Opfer eines übermütigen Streiches geworden war. Er konnte es kaum glauben. Aber — er mußte daran glauben.

Urheberin dieses listenreichen Planes war Ellinors Humor und Uebermut gewesen.

Die Enthüllungen begannen mit der Entlarvung einer Kindesunterschiebung. Es stellte sich heraus, daß Florence nicht das Kind des alten Jeremia war! Nein, sie war von ihm nur zum Zwecke dieser Komödie adoptiert worden. Ronalds eheliche Leibeserbin war — Ellinor. In Wahrheit hieß diese unternehmende Dame Ellinor-Florence Ronald.

So viel erfaßte Bobby schon nach einer Viertelstunde.

„Ja — aber — ja aber??!" stotterte er.

„Der Grund dieses Spieles?" rief Ellinor-Florence Ronald, endlich siegreich aus dem Babel der erklärenden Stimmen auftauchend. „Begreifst du ihn noch nicht, mein armer, geliebter Junge?"

Der arme, wenn auch geliebte Junge schüttelte den gehetzten blonden Kopf.

„Sieh mal, Bobby, ich kannte dein Bild. Es gefiel mir sehr gut. Aber dich kannte ich doch nicht. Dich als Menschen. Und nun kam dein Brief. Und Vater drängte mich zur Ehe mit dir. Ich sollte dich auf seine Garantie für deinen guten Charakter hinnehmen. Konnte ich das?"

„Sie konnte es," fiel Jeremia schmunzelnd ein. „Aber, mein Sohn, du kennst ja nun ihren Dickkopf. Jetzt magst du mit ihm fertig werden. Ich trete ihn dir ab."

„Laß mich sprechen, Daddy. Sonst wird er nie aus unserem Gerede klug. Denk dich in meine Lage, Bobby. Ich hatte immer schon solche Angst, ich könnte einmal wegen Daddys Geld geheiratet werden. Und das wollte ich um keinen Preis der Welt."

Robert errötete.

Tröstend fuhr Ellinor-Florence fort: „Du brauchst nicht rot zu werden, Bobby. Du nicht. Denn du hast die Probe glänzend bestanden. Sogar als verruchte Verbrecherin wolltest du mich heiraten."

Sie gab ihm rasch einen herzhaften Kuß, flüsterte: „Du Guter, Lieber," und erzählte weiter: „Ich wollte dich also auf die Probe stellen. Dich bis ins Mark hinein kennenlernen. Dich prüfen — und mich auch."

„Ich beginne zu verstehen," hauchte Bob.

„Nie hätte ich Daddy für meinen Plan gewonnen, wenn er nicht wie alle Menschen eine schwache Seite hätte."

„Ich?!" protestierte Jeremia.

„Weißt du, Bob, Daddy schwärmt nämlich für Theater. Er hat nicht nur den Bau eines Schauspielhauses in Greenville zustande gebracht, — ich sag dir, das war allerhand Arbeit bei den Kaffern dort —"

„Ellinor-Florence sprich nicht so despektierlich von deiner Vaterstadt."

„Hast du vergessen, welchen Aerger du mit ihnen hattest? Es sind Kaffern! Ich stehe zu meinem Wort. Und wie das Theater nun fertig war, hatten wir keine Darsteller. Nach Greenville war einfach niemand zu locken. Denn die guten Spießer hatten zwar auf vieles Drängen Daddys für den Bau in den Säckel gegriffen, für den Unterhalt des Theaters aber wollten sie nichts mehr hergeben. Sind das nun Kaffern oder nicht?"

Bobby wußte wenig über die Theaterfreudigkeit dieses afrikanischen Volksstammes, konnte daher keine Meinung vertreten. Sie wurde auch nicht erwartet. Denn ohne seine Aeußerung abzuwarten, sprach Ellinor-Florence weiter.

„Sollte der Bau nicht leerstehen, oder wie von einer Seite beantragt wurde, als Baumwollspeicher seine Tage

[..]senden, mußten wir, das heißt Daddy, ich und einige andere theaterbegeisterte Familien, die Schauspieler stellen. Ich sage dir, Bobby, wir haben herrliche Sachen herausgebracht. Von Shakespeare bis Shaw, von Galsworthy bis Conan Doyle. Alles. Daddy war Direktor und Oberregisseur. Er hat sogar auch mal den Lear gespielt."

„Und gar nicht schlecht," fiel Billy Hoot ein.

„Nu-nu," murmelte Jeremia in durchaus nicht zu bestreitender Bescheidenheit.

„Und wie nun dein Brief kam und ich dich auf die Probe stellen wollte und meinen frechen Plan ausklügelte, wollte Daddy zuerst durchaus nichts davon wissen. Aber als ich ihm vorstellte, welche ungeahnten schauspielerischen Möglichkeiten sich für alle Mitwirkenden bieten würden —"

Hier griff Jeremia ein.

„Du mußt verstehen, mein Sohn, daß diese kleine Krabbe mich bei meinem Mimenehrgeiz packte. Sie behauptete, ich fürchte meine Unzulänglichkeit. Ich! Ich hätte Rampenfieber vor meiner Rolle. Ich — Rampenfieber! Ich bangte vor der Blamage. Ich würde mich in den ersten zehn Minuten verraten. Du würdest sofort unsere Komödie durchschauen."

„Nichts hab' ich gemerkt," gestand Robert noch immer sehr bleich.

„Also kurz und gut, ich gab nach. Es war eine zu lockende Aufgabe. Dieses Spiel im Leben. Es war wie eine Generalprobe auf unser Können. Verzeih, mein Junge. Es war vielleicht doch Unrecht."

„Nein," wehrte Ellinor-Florence, „denn ohne diese Talentprobe hätte ich nie erfahren, welcher Prachtkerl mein Bobby ist."

„Ja — ja — — aber," stammelte Robert wirr, ich begreife trotzdem noch nicht alles. Dann war die Entführung also keine Entführung?"

„Natürlich nicht," lachte die Entführte. „Ich verließ das Haus gemächlich durch die Tür. Billy zertrat den Rasen und kletterte einmal am Spalier hoch und —"

„Aber das Häuschen in der East 125ten Straße?" rief Bob.

„Das alte Schauspielerpaar hat für das Ehrenhonorar von 100 Dollar gern die kleine Rolle übernommen," belehrte Ellinor-Florence.

„Und das leere Haus in Brooklyn?"

„Haben wir für einen Tag gemietet. Ganz ohne Requisiten kann man ein großes Stück natürlich nicht spielen, mein guter Bob."

„Und Juana warst natürlich du?"

„Natürlich, hat dir mein Gesang gefallen?"

„Sehr! Und die haben dich einfach auftreten lassen?"

„Nachdem ich ihnen vorgesungen hatte, mit Kußhand, wollten mich ernsthaft auf einen Monat verpflichten. Vielleicht tue ich es auch noch — wenn mein Herr und Gebieter es gestattet."

„Ich verstehe doch noch nicht alles. Ihr konntet doch vorher nicht wissen, wie ich handeln würde!"

„Wir waren auf viele Möglichkeiten vorbereitet. Auch hatten wir oft heimliche Regiesitzungen, die den weiteren Verlauf der Tragikomödie bestimmten. Wünschest du sonst noch irgendeine Aufklärung?"

„Nein," entgegnete Bob, noch immer etwas fahl im Tone, „der Maskenball war, wie ich sehe, ein gewöhnlicher Maskenball."

„Für dich freilich etwas ungewöhnlich," lächelte Ellinor-Florence.

„Vor allem eins, mein Sohn," fragte Jeremia eifrig, „wie haben wir gespielt? Aber, bitte, ohne jede Schmeichelei. Wir sind gewohnt, den strengsten Maßstab an unseren Leistungen zu legen."

„Ich kann allen Mitwirkenden nur mein Kompliment machen," gestand Robert ein wenig sauersüß.

Jetzt war der alte Ronald ganz Begeisterung.

„Ich sage dir, mein Sohn, da waren Szenchen, die gespielt sein wollten. Du konntest das nicht so erkennen. Schade. Eigentlich sollten wir das ganze Stück noch einmal durchgehen. Dann würdest du auch viel mehr Genuß daran haben."

Bob verzweifelte.

„Denk nur an die Szene, als ich der Entführerin meines Kindes zum ersten Male gegenüber stand. Sapperlot, das wollte hingelegt sein."

„Im Grunde muß ich doch sagen —" diese kleine Anklage konnte Bob trotz seines Glückes nicht unterdrücken — „ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß ich als eine etwas lächerliche Figur vor euch stehe."

„Das tust du nicht!" widersprach Ellinor-Florence herzlich.

„Geht mal bitte alle hinaus. Wir kommen gleich nach. Ich muß mit Bob sprechen."

Als sie allein mit dem Liebsten war, nahm sie seine Hand und sagte:

„Mein geliebter Junge, als du vorhin so gut und ehrlich mit mir sprachst, bereute ich meinen Plan. Ich habe ehrlich über meine Arglist und über dich geweint vor Freude und Rührung. Und darum bereue ich im Grunde doch nicht. Nie hätte ich sonst so tief und klar in dich hineingesehen. Für diese Offenbarung deines innersten Wesens danke ich dir."

Sie sprach so ergriffen, daß er bewegt und dankbar ihre Hände nahm und küßte.

„Und dann, Bob, ohne dieses Spiel hättest du vielleicht nie erfahren, daß du lieben kannst."

Da zog er sie in die Arme.

Sie küßten sich lange.

„Aber," rief sie dann in alter Munterkeit, „daß du diese neue Wissenschaft nie an anderen erprobst, hörst du!"

„Nie!"

„Schwöre es!"

„Ich schwöre!"

„Besiegele es durch einen Kuß!"

„Erpresserin!"

Doch er besiegelte, besiegelte sehr.

„Aber," fuhr er plötzlich auf, „wer ist [illegible] sogenannte Florence?"

„Meine beste Freundin."

„Und Bill Hoot?"

„Kein Polizeimensch und ihr Mann."

„Ihr Mann?"

„Ja. Um ein Haar hättest du Bigamie [illegible] du Wüstling!"

Ihr Sport.

Novelle von **Wolfgang Federau.**

„Nicht zu weit rausgehen — sich nicht von der Flut überraschen lassen!" hatte man die beiden gewarnt, als ihre Absicht, eine Wanderung über die Watten zu machen, bekannt wurde. Doktor Kaspar Bewert hatte genickt, sich genau erkundigt und ein ernstes, verantwortungsbewußtes Gesicht gemacht. Lydia hatte übermütig und hell gelacht — seine Besorgnis machte ihr Spaß.

Nun wanderten die beiden durch den grauen, feuchten Meeresschlick — zwei verlorene Punkte in der Unendlichkeit des Raums — Bewert ohne Schuhe und Strümpfe, in Kniehosen und weißem Sporthemde, Lydia in einem schönen seidenen Badeanzug, der die Makellosigkeit ihres braungebrannten, wohlgebildeten Körpers ahnen ließ, den Bademantel nachläßig über eine Schulter geworfen. Weit und breit sonst kein Mensch — den anderen späten Badegästen war dieser Gang längst ein bißchen langweilig geworden; die erste Neugier und Freude war entwichen und sie wußten der Sache keinen rechten Reiz mehr abzugewinnen. — Lagen lieber am Strande und ließen sich von der Sonne braten.

Es war sehr heiß. Die Unterhaltung zwischen den beiden war stockend, — immer wieder gab es lange Pausen. Zuweilen musterte Lydia ihren Partner von der Seite. „Ein kluges, feines Gesicht" dachte sie, „und die Brille stört fast gar nicht. Paßt eher dazu. Aber doch — ein bißchen zu schmächtig, ein bißchen zu zart für einen Mann. Traue ihm nicht viel Kraft zu."

Und dann ging sie weiter, mit kräftigen und anmutigen Bewegungen. Bewert konnte kein Auge von ihr wenden. Ihn, den Künstler, berauschte die Reinheit und Harmonie dieser Formen. „Kein überflüssiges Fett" überlegte er, „alles Muskeln, Sehnen sport-gestählt. Und dennoch der fraulichen Weiche nicht entbehrend. Selten schönes Exemplar der Gattung Mensch."

Lydia fühlte wohl die bewundernden Blicke des Mannes, und es schmeichelte ihr, ihn in Verwirrung zu bringen. Ab und an blieb sie stehen, sah ihn mit ihren großen, brennenden Augen an und freute sich, wenn er errötete gleich einem Knaben. Sie war fest überzeugt, daß er heute um sie anhalten würde — und sie zweifelte nicht daran, daß sie „ja“ sagen würde. Er war ein kluger, feinfühliger Mensch, in besten Verhältnissen lebend, eine kommende Berühmtheit, das war sicher. Schon jetzt brachten die großen illustrierten Blätter häufig sein Bild.

Aber gerade dies Bewußtsein, heute sein und ihr Schicksal in der Hand zu halten, veranlaßte sie, ein wenig mit ihm zu spielen. „Er soll nicht denken, daß er mich um den Finger wickeln kann,“ überlegte sie, „und er soll bei Zeiten merken, daß ich auch Krallen habe. Sonst nimmt er sich später zu viel heraus und wird übermütig.“

Es war diese Erwägung, die sie bewog, seine eben begonnenen klugen und kritischen Ausführungen über irgendein seine Kunst betreffendes Thema brüsk zu unterbrechen. Stehen bleibend, fragte sie ihn mit einem deutlichen Anflug von Spott:

„Sagen Sie mal, lieber Doktor, wie kann ein Mensch im zwanzigsten Jahrhundert bloß Kaspar heißen!“

„Hm“ meinte Bewert, ein peinliches Gefühl des Unbehagens rasch niederkämpfend, „die Frage müßten Sie von Rechts wegen an meine Eltern richten. Ich bin ziemlich unschuldig an meinem Namen — wie wohl die meisten Menschen.“

Er lächelte nachsichtig — wie man über die gelegentliche Ungezogenheit eines sonst lieben und gutartigen Kindes zu lächeln pflegt. Aber es war dieser Ausdruck seines Gesichts, der auf Lydia wirkte wie eine Herausforderung — fast wie eine versteckte Beleidigung.

„Könnten Sie sich denken, daß ein Boxer oder ein Meisterschwimmer oder sonst eine Sportgröße Kaspar heißt? Man muß lachen, wenn man sich das vorstellt, nicht wahr? Es ist direkt drollig!“

„Was hat sie nur — warum quält sie mich?“ dachte Bewert, und laut setzte er hinzu „Ich bin kein Boxer und kein Meisterschwimmer, und — in meinem Beruf hat mir der Name jedenfalls noch nichts geschadet.“

„In Ihrem Beruf — gewiß, ich glaube es — Es ist ja eigentlich auch kein Beruf, der in unsere Zeit paßt. Im übrigen pflegen heute auch Künstler, die etwas auf sich halten, Sport zu treiben — tun Sie es nicht?“

„Doch — ich spiele Tennis — wenn ich Zeit habe. Aber ich habe selten Zeit dazu.“

„Ich kann mir schon denken, wie Sie spielen. Schwimmen Sie nicht?“

„Mäßig.“

„Traurig — ich trage mich jedenfalls mit dem Gedanken, in nächster Zukunft einmal Miß Ederle Konkurrenz zu machen.“

„Ich bewundere Sie, Lydia. Aber, hiervon abgesehen, wieso sagen Sie mir das alles? Wieso quälen Sie mich?“

„Quäle ich Sie? Es ist nicht meine Absicht. Ich darf doch auch einmal meine Ansichten entwickeln.“

„Sie dürfen — gewiß. Obgleich mir scheint — verzeihen Sie, daß es etwas unreife Ansichten sind.“

Sie fuhr auf, jetzt ihrerseits erbittert.

„Unreif? — Wollen Sie mir das nicht erklären?“

„Gern — aber wir wollen Kehrt machen. Es ist allerhöchste Zeit. Sie wissen, die Flut . . . .“

Sie stampfte zornig mit dem Fuß auf, der sofort tief im feuchten Boden versank — ein etwas lächerlicher Anblick. „Nein, wir kehren nicht um, die Flut kommt noch lange nicht. Oder haben Sie etwa Angst?“

Das war so offenkundiger Hohn, daß Bewert blaß wurde und die Zähne in die Unterlippe bohrte.

„Nein, ich habe keine Angst,“ sagte er, „gehen wir also weiter. Trotzdem es offenbar töricht ist.“

„Es ist mir egal, ob es unvernünftig ist. Sie sollen mir jetzt sagen, wieso meine Ansichten unreif sind.“

„Einfach! Weil „Spitzenleistungen“, auch auf körperlichem Gebiete, ein Unsinn sind, wenn es eigentlich — um nichts geht. Ich bewundere Heldensinn — aber ich finde es etwas lächerlich, sein Leben aufs Spiel zu setzen um eines sportlichen Triumphes willen. Es ist überwiegend Eitelkeit. Und es scheint mir wichtiger, sein Ganzes dranzugeben dort, wo se sich um wesentliche Dinge handelt, als etwas zum Selbstzweck zu machen — wie es bei unserem heutigen Sport geschieht — was immer nur Mittel zum Zweck sein sollte.“

„Sehr klug und sehr langweilig — ich verstehe mich nicht auf philosophische Haarspaltereien.“

„Es ist sicher meine mangelnde Fähigkeit, meine Ueberzeugungen klar zu entwickeln, die . . .“

Bewert wurde durch einen Schrei, einen durchaus weiblichen, ängstlichen Schrei unterbrochen. „Da,“ schrie Lydia, seinen Arm umklammernd und deutete mit der anderen Hand nach draußen. Wahnsinniger Schreck weitete ihre Augen.

„Die Flut,“ flüsterte Bewert tonlos und sein Gesicht wurde blaß. Der graue Streifen Wasser draußen, der so lange seine Lage nicht verändert hatte, kam — langsam zwar, aber unerbittlich — näher. Bewert sah zum Ufer zurück — jetzt schien es unendlich weit entfernt. Aber nach Westen zu schob sich eine Landzunge vor, deutlich erkannte man die Bodenerhebung, die schützenden, rettenden Dünen.

Bewert machte nur eine einzige Armbewegung, dann begannen beide zu laufen. Sie ahnten, jetzt wurde aus dem grausamen Wortspiel der letzten Minuten grausamer Ernst — es ging ums Leben.

Lydia lief mit weiten, ängstlichen Sprüngen, Entsetzen, Furcht, Mutlosigkeit verzerrte ihr Gesicht. Bewert seinerseits entschloß sich, mit seinen Kräften sparsam umzugehen — wie er so über die graue Ebene dahinfegte, sich immer dicht neben Lydia haltend, arbeiteten seine Glieder mit der ungeheuren Präzision einer Maschine.

Freilich, Lydia hatte keine Zeit, das zu sehen. Ihr Auge hing an dem gelben Dünenstreifen vorne, der durchaus nicht näher kommen wollte.

Schließlich, als bereits das Wasser zögernd die nackten Füße der laufenden benetzte, warf sich Lydia mit einem verzweifelten Aufschrei nieder. „Ich kann nicht mehr!“ schrie sie und krampfte ihre Hände in den nassen Boden.

Einen Augenblick nur überlegte Bewert. „Was nun?“ Das Wasser stieg und stieg mit beängstigender Geschwindigkeit. Da beugte er sich herab und nahm den Körper dieses Mädchens, das größer war als er und vielleicht sogar schwerer, auf seine Arme. Er zitterte, und es schien, er würde es nicht schaffen. Aber das war nur eine Sekunde. In der nächsten traf ihn ein hilfloser, dunkler Blick Lydias, der ihn erschauern ließ und seine Muskeln straffte.

Jetzt war er es, der in ungezügelten, wilden, verzweifelten Sprüngen vorwärts jagte — da gab es keine Kraft mehr zu sparen, es galt, nur vorwärts zu kommen, weiter, weiter. Seine Augen wurden stier, sein Herz klopfte zum Zerspringen. Schwerer wurde ihm das Laufen und schwerer; schon stieg das Wasser bis an seine Knie, aber dann plötzlich sprühte weißer Schaum an ihm empor — er war mitten in der Brandung. Noch zehn Sekunden, noch fünf — das Wasser wich wieder zurück, er spürte wieder trockenen Sand unter den Füßen . . . mit einem Seufzer, der einem gequälten Stöhnen glich, ließ er die geliebte Last von seinen Armen auf den Boden sinken und fiel dann neben ihr nieder wie ein Erschlagener, während ein paar dunkle Blutstropfen über seine Lippen rannen.

Wie lange Bewert so gelegen haben mochte, wußte er nicht. Er erwachte aus einer halben Ohnmacht, als Lydia sanft und zärtlich seine naßen Haare streichelte und sah in die verheißungsvoll strahlenden Augen des Mädchens.

„Ich bewundere Ihre Kraft,“ sagte Lydia, „daß Sie das fertig gebracht haben, mich zu tragen!“ Sie musterte erneut seine zierliche, schmächtige Gestalt. „Und daß Sie so schnell haben laufen können — ein Nurmi müßte Sie beneiden.“

Seine Augen lachten. „Sie sehen, Lydia, ich habe recht. Man kann auch Höchstleistungen erzielen, ohne Sportsmann zu sein — aus Angst.“

Irgendetwas im Tonfall seiner Stimme reizte sie. „Er ist selbstgerecht,“ dachte sie. „Ich muß ihn mir erziehen.“

„Hatten Sie solche Angst um Ihr Leben?“ fragte sie laut.

„Nicht um meines — um das Ihre, Lydia,“ sagte Bewert mit Wärme.

„So . . .“ Spott kräuselte ihre Lippen, hochmütig wölbte sie die Augenbrauen. „Das war eigentlich nicht nötig, denn ich — ich konnte noch laufen, ich war gar nicht am Ende meiner Kraft. Ich wollte nur sehen, was Sie leisten würden, ob Sie — ein Mann sind.“

Sie log — sie wußte, daß sie log. Sie hätte liegen bleiben müssen, wenn er sie nicht getragen hätte. Vielleicht war es Eitelkeit, was sie veranlaßte, so zu sprechen — oder der Wunsch, ihn ein wenig zu demütigen, ihn ein bißchen lächerlich zu machen.

Doktor Bewerts Gesicht wurde einen Augenblick abweisend. Er sah sie fest und prüfend an. Sie hielt seinem Blick stand, ohne zu erröten. Da glitt ein wehmütiges Lächeln über seine Züge, das sie freilich nicht zu deuten verstand.

„Sie frieren,“ sagte er ruhig und seine Stimme zitterte nicht. „Ich werde vorausgehen und Ihnen Ihre Kleider schicken lassen.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, ohne auf ihre vorhergehende Aeußerung einzugehen, verabschiedete er sich ruhig, mit dem gleichen, etwas maskenhaften Lächeln.

Als Lydia in ihr Hotel kam, hörte sie, Doktor Bewert sei ganz plötzlich abgereist. Sie stürzte auf ihr Zimmer, fand dort einen Brief — nein, es waren nur ein paar Zeilen.

„Ich glaubte Sie zu lieben — Lydia. Aber ich kannte Sie noch nicht. Jetzt kenne ich Sie und — sehe, daß ich mich täuschte. Sie sagten, Sie hätten mich nur prüfen wollen. Sie wären noch vollkommen bei Kräften gewesen, als ich Sie auf meine Arme nahm. Ich habe keinen Grund daran zu zweifeln. Ich glaubte, es ginge um Ihr Leben und hörte dann, daß dies alles für Sie nur Sport, nur Spiel war. Sie haben mich zu einer „Spitzenleistung“ zwingen wollen, nicht wahr? Es ist Ihnen gelungen Sie dürfen zufrieden sein. Was mich anbelangt — so ist mir mein Leben, so sind mir die Ziele, die ich mir gestellt habe, zu hoch und heilig, um sie einer Weiberlaune wegen aufs Spiel zu setzen. Trotzdem ich Kaspar heiße. Deshalb ziehe ich es vor, Sie nie — nie mehr wiederzusehen. Leben Sie wohl!“

Lydia verstand noch immer nicht. Nur das Eine verstand sie, daß Bewert für sie verloren war, durch die eine kleine Lüge vorhin. Und große Tränen tropften auf das Blatt Papier in ihren Händen.

Die Eingebung.

Von Carl Behrens.

Es war am Nachmittag — die Eisenbahnfahrt in brennender Sonne war fast unerträglich gewesen. Man war recht ermüdet davon und fing erst nach und nach an, wieder aufzuatmen, und in dem Abteil versuchte man sich die Stunden damit zu verkürzen, indem man Reiseerlebnisse zum besten gab.

Mein englischer Freund, der ein wirklicher Weltenbummler ist, ergriff bald das Wort:

„Heutzutage wird soviel von dem Unterbewußtsein gesprochen, von dem geheimnisvollen Seelenleben, von inneren Warnungsstimmen und plötzlichen Eingebungen. Ich kann von einer sonderbaren Begebenheit berichten, die sich voriges Jahr auf einer kurzen Reise, die ich von London aus machte, ereignete.

An einem warmen Sommertage wollte ich an die Küste fahren und an einer größeren Zwischenstation den Zug wechseln. Als der Zug an dieser Station hielt, und die Reisenden, die hier umsteigen mußten, sich beeilten, um in den engen, unbequemen Wagen der kleinen Privatbahn einen Platz zu ergattern, war es mir ganz unmöglich, ihrem Beispiel zu folgen. Noch immer kann ich mir nicht meinen damaligen Zustand erklären. Es war, als ob ein Bleigewicht auf meinen Füßen lastete und mich daran hinderte, aufzustehen. Mein Kopf war ganz benommen und mein Herz arbeitete unregelmäßig. Ich wußte ganz genau, daß ich aussteigen müßte, daß ich sonst den Anschluß verfehlen würde, daß es keine andere Zugverbindung mehr geben würde — und dennoch konnte ich nicht den Entschluß fassen, aufzustehen und auszusteigen. Ich fügte mich einem mir unbekannten Zwang und blieb sitzen, doch aber nur solange, bis der Zug sich in Bewegung setzte.

Ich fuhr auf — ich hätte ja in den anderen Zug einsteigen müssen — in jenen Zug, der pustend und dampfend auf dem anderen Gleis hielt. Ich erwog, ob ich nicht abspringen solle, ließ es aber, da ich die Unmöglichkeit eines glücklichen Absprunges einsah.

Ich entschloß mich dazu, bei der nächsten Station auszusteigen, einer kleinen Landstation, die nur wenige Kilometer entfernt war. Ich stürzte aus dem Wagen, warf dem Beamten die Fahrkarte hin, ohne mich darum zu kümmern, daß ich eigentlich hätte nachzahlen müssen, kümmerte mich auch nicht um seinen Protest und stürzte davon, um mir ein Auto zu suchen.

Von früheren Reisen auf dieser Strecke wußte ich, daß die Privatbahn auf einer Station, die eine halbe Meile entfernt lag, sich in zwei Linien teilt, und bevor man hier mit dem Rangieren fertig wurde, würde ich den Zug mit dem Automobil erreichen können, um schließlich doch meinen Platz im Zuge zu erhalten.

Ich bat den Chauffeur, sich nach Möglichkeit zu beeilen. Während der rasenden Fahrt überkam mich merkwürdigerweise eine himmlische Ruhe, mir war, als wäre ich einer großen Gefahr entronnen, und ich malte mir schon die Freuden aus, die meiner am Strande warteten, herrliche Bäder, Spaziergänge in Tannenplantagen — dieses oder jenes Liebesabenteuer zog ich auch in Betracht und war guter Dinge und zufrieden.

Der Chauffeur befleißigte sich eines geradezu teuflischen Tempos während der Fahrt durch den Wald, und nach nicht langer Zeit tauchte die ersehnte Station auf. Aber weit und breit war kein Zug zu sehen, kein Rangieren, keine Signale ..., auf dem Bahnsteig stand der alte, weißbärtige Stationsvorsteher, den ich seit ewigen Zeiten kannte. Er stand inmitten einer Menge aufgeregt miteinander sprechender Zugbeamten und Reisenden. Ich bezahlte meinen Chauffeur und näherte mich der Gruppe. Ich wandte mich an den Stationsvorsteher: „Ist der Zug nach dem Strand schon abgefahren?“ Er drehte sich um und sah mich mit ernsthafter Miene an. „Der Zug,“ murmelte er, „der Zug ... der Zug ist verunglückt — viele Tote und Verletzte, eine Schiene war gebrochen ... entsetzlich, sage ich Ihnen, habe eben die Nachricht erhalten ...“

Mir schwindelte, war das nicht, als ob eine geheimnisvolle Macht eingegriffen hatte, um mich davor zurückzuhalten, den Unglückszug zu betreten?“

Als mein Freund seine Erzählung beendet hatte, sahen wir einander lange Zeit stumm und verwundert an.

Der Arzt als Vermessungsinspektor.

Von Rolf Seeharsch.

Also, etwas mußte da geschehen! Frau Loni hatte nun an Poldl, ihrem Manne, sämtliche „Hausmittelchen“, die sie mit in die Ehe gebracht oder die ihr empfohlen worden waren, im Laufe von sechs Tagen ausprobiert, hatte manchen Fluch angehört (was sonst Poldls Gewohnheit gar nicht war!) und hatte deshalb in besorgter Anhänglichkeit schon ein dutzendmal kummervoll den Kopf geschüttelt, wenn bei Anwendung eines neuen „Mittelchens“ der erhoffte Erfolg — ausgeblieben war.

Daß ihr Poldl ein zäher Geselle war, das wußte sie. Und sie war gar oft stolz darauf. Aber diesmal zeigte sich diese Zähigkeit am unrechten Fleck. Und — deshalb mußte da etwas geschehen!

Die Loni besann sich wohl auf ihr früheres „Regiment“ beim Hollbauern, wo sie bis vor einigen Jahren als Oberdirn herrschte und sie dann der „Jagdg'hilf Poldl“ als Weib heimgeführt hatte.

„Du,“ sagte sie zum Poldl, „du muaßt zum Oarzt gehn, auf da Stell', vastehst! Hiaztn mog i net mehr die Verantwortigung auf mi nehma und grod hiaztn hob i dös Lamentiern und 's Fluchn gnua. Du gehst zum Oarzt! Vastehst!“

Und Poldl — schwieg. Schließlich, das sah auch er ein, etwas mußte da geschehen. Aber — was? Und zum „Oarzt“, das gefiel ihm nicht. Und wieder schnob er in seinen Schmerzen die Stube auf und ab, so daß „Männe“, der unter der Ofenbank lag, es vorzog, sich zutiefst hinter den Ofen zu „verklüften“. In verständnisloser Trauer folgte sein Blick dem armen „Herrle“.

„Herrgott, sakra!“ fluchte der wieder los, „dös wär's erschtemol, daß i zu an Oarzt gang! Na — na! Was sollt si denn der alte Doktor von mir denken! A Jaga — und zweng so oana Moanigkeit zum Oarzt kemma? Na — na! Dös tuat da Poldl net. Do is eahm sei guata Ruf z'viel wert.“

Und wieder surrte er auf und nieder. Plötzlich riß er seinen alten Filz vom Wandhaken und warf die Stubentür hinter sich ins Schloß. Luft brauchte er, Luft! Erleichtert lugte ihm Loni nach. Und die Dorfstraße lief er entlang, interesselos und ziellos.

Aber dieses drängende beängstigende Gefühl blieb ihm. Und immer deutlicher ward es ihm klar, nun mußte etwas geschehen. Also, wirklich zum Arzt!

Und dann stand er plötzlich vor dem alten Dorfarzt: „Herr Doktor, i hätt heut ebbs bsondres. A Bitte. I hon a Vastopfung in mir seit a sechs Tag zirka. Und do tat i holt scho ersuchen, ob mir do net a weng a Trankl zrechtmenga kunntn zweng dem.“

Der alte, ernste Arzt lächelte: „Sag Poldl, warum kamst du denn nicht schon früher? Schon sechs Tage? Da wirds aber Zeit, mein Lieber! Aber es wird schon gehen! Und nun wollen wir die Angelegenheit auch gleich „pressant“ behandeln. Sag mal, Poldl, wie lang gehst du wohl bis zu deinem Häusl, wenn du den kürzesten Weg einschlägst?“

„So a fünf Minuten, Herr Doktor!“

„Fünf Minuten?“ wiederholte der alte Herr ... und füllte etwas aus einem Fläschchen, das er einem Regal entnommen, in ein Glas.

„Du wohnst ebenerdig, Poldl?“

„Jawohl, Herr Doktor!“

„Ebenerdig,“ murmelte der Alte und füllte aus einer anderen Flasche.

„Und — zum bewußten Oertchen — mein lieber Poldl — sinds?“

„So a zwanzig guate Schritt, Herr Doktor.“

„Zwanzig Schritte,“ wiederholte der Alte und goß aus einer dritten Flasche.

„So, Poldl, jetzt trinkst du dieses Glas Zeug aus. Ich hab's absichtlich für deine starke Natur etwas stärker angesetzt. Und dann gehst du am kürzesten Wege nach Haus. Und — höre, Poldl, wenn es gewirkt hat, so hängst du ein weißes Tuch zum Fenster heraus, ich kann dies von meinem Balkonfenster beobachten. Und falls nun in zehn Minuten bei dir nicht „geflaggt“ ist, dann müssen wir noch etwas Stärkeres versuchen, und ich komme sofort zu dir. Auf alle Fälle aber erwarte ich morgen deinen Bescheid. Verstanden?“

Poldl schluckte.

„Dank schö, Herr Doktor,“ und fort war er.

Nach sechs Minuten wehte ein weißes Tuch an Poldls Fenster, und der alte Doktor war beruhigt.

Am andern Tag aber kam der Poldl „Bericht erstatten“.

„E hat g'wirkt, Herr Doktor, dank schö. Se hättn müassn Vamessungsinspektor wern,“ so jubilierte er, „denn bis auf a zwoa Meter gnau hat Eahner Berechnung g'stimmt!“

(Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages, Berlin NW 87, dem Buche „Tannenreiser“ von Rudolf Seeharsch entnommen.)

■ Aus aller Welt. ■

Eine peinliche Affäre. Schweden befindet sich in der wenig erfreulichen Lage, daß sämtliche Reichsbanknoten mit dem Namen eines Verbrechers unterzeichnet sind. Vor wenigen Tagen wurde nämlich der Reichsbanksekretär Langborg wegen großer Unterschlagungen und Betruges zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt. Seit einer Reihe von Jahren steht der Name dieses Betrügers auf den schwedischen Papiergeldscheinen, und zwar in einer derartigen Massenzahl, daß es lange dauern wird, bevor diese Scheine verschwunden werden. Sämtliche mit seinem Namen versehenen Geldscheine einzuziehen, würde sich als eine zu teure Angelegenheit herausstellen.

Der Mann im Küchenschrank. Kürzlich besuchte die Königin von Holland eine Volksküche. Dabei wurde sie auch in die Küche geführt, wo sie die Speisen kostete und — wohl der anwesenden Köchin zuliebe — für vorzüglich erklärte. „Wo aber bewahren Sie Ihre Vorräte auf?“ fragte schließlich die Fürstin. „Hier, Majestät“, sagte eine Ehrendame und öffnete die Tür eines mächtigen Küchenschrankes. Doch — o Schreck — in dem Schrank steckte ein Mann! Natürlich beschuldigte man sofort die Köchin, daß sie trotz ihres vorgerückten Alters noch Liebeleien unterhalte, doch diese beteuerte unter den heiligsten Schwüren, den Mann nie vorher gesehn zu haben. Inzwischen war der Schuldige näher getreten, und nun stellte es sich heraus, daß man es mit dem — Reporter einer Zeitung zu tun hatte, der in den Schrank geschlichen war, um einen ganz genauen Bericht über den Besuch der Königin in der Volksküche liefern zu können.

■ Fröhliche Ecke. ■

Die Mieterin. Hauswirt vor dem Mietseinigungsamt: „Sie sagte, sie wolle die Vergangenheit begraben und von neuem anfangen. Aber damit bin ich nicht einverstanden, denn sie ist schon sieben Monate mit der Miete rückständig.

Ein vornehmer Motorradfahrer. Richter: „Konnte der Angeklagte Ihnen nicht mit seinem Rade ausweichen?“ — Zeuge: „Natürlich hätte er das jekonnt, Herr Rat, denn er konnte zwischen mir und meine Olle wählen. Aber da hat er mir vorjezogen.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.